

Gedanken im Juni: 2. Sonntag nach Trinitatis (21. Juni 2020):

„Die Sehnsucht nach Normalität“

Wann kehrt endlich wieder Normalität ein? Das fragen derzeit viele, und es ist eigentlich keine Frage, sondern ein tiefer Wunsch. Über ein Vierteljahr schon beherrscht uns „Corona“ und hat uns in einer Weise eingeschränkt, wie wir das in Deutschland wohl nie zuvor erlebt haben – diejenigen ausgenommen, die noch Krieg, Hunger oder Vertreibung erleben mussten.

Viele sagen inzwischen ziemlich laut: Das hat jetzt aber mal ein Ende! Piloten der Lufthansa, las ich vor kurzem, wollen unbedingt fliegen. Und Urlauber auch. Unternehmen fahren ihre Produktion wieder hoch. Kirchen schalten allmählich, wie es verlautete, auf „Normalbetrieb“ um. Und die Politik bemüht sich, die tiefgreifenden Folgen der Corona-Krise möglichst abzufedern und auszugleichen. Wenigstens in Ansätzen soll von Normalisierung gesprochen werden. Kindergärten, Schulen, Universitäten: Ich könnte die Reihe unendlich fortsetzen. Alle hoffen darauf, dass bald wieder weitgehend normale Verhältnisse herrschen.

Mit geht das auch so. Vorher war alles einfacher und ziemlich geregelt. Aber ich frage mich seit ein paar Wochen: Warum sehnen wir uns ausgerechnet so sehr nach „Normalität“? Es ist noch gar nicht so lange her, dass wir eher abschätzig davon gesprochen haben: Das ist doch normal, ist nichts Besonderes. Und kaum jemand von uns wollte als „Normalo“ durchgehen. Auf einmal ist alles anders: Jetzt wäre es am besten, alles würde wieder so sein wie früher, so wie immer. Am liebsten würden wir unberührt in die alten Zustände zurückkehren – als wäre nichts gewesen oder „Corona“ nur ein böser Traum, aus dem wir glücklicherweise erwacht sind. Normal zu sein, wird rehabilitiert. Und je normaler, umso besser!

Hinter diesem Wunsch verbirgt sich die Vorstellung, Normalität sei eine Selbstverständlichkeit. Es geht uns gut: Das ist normal. Krankheit und Leid werden als böse, vielleicht sogar als böswillige Unterbrechung erlebt.

Wir haben unser Auskommen: Das scheint normal zu sein. Finanzielle Einbrüche passen nicht ins Bild.

Jeden Tag wachen wir wieder auf, als wäre das normal. Der Tod hat da keinen Platz, und wir denken nicht daran, dass es auch anders sein könnte: dass unser Leben begrenzt ist.

Normal ist, dass alles so weitergeht wie bisher, dass wir alles ganz fraglos im Griff haben. Denn Gewöhnung hat etwas ungemein Entlastendes: Wir brauchen uns nicht ständig Gedanken zu machen.

Eigentlich hätte es gar nicht erst „Corona“ bedurft, um uns zu zeigen, dass wir hier einer falschen Vorstellung anhängen. Eigentlich müssten wir sagen: Nichts ist normal! Nichts von alledem, was unser Leben ausmacht und es glücklich und schön sein lässt, ist normal! Dass es mir gut geht und ich weiterhin gesund bin, dafür kann ich letztlich nichts, selbst wenn ich verantwortlich mit mir umgehe und viele Fitness-Einheiten absolviere. Dass ich geliebt werde und anderen Menschen etwas bedeute, dass ich glücklich bin, ist doch nicht mein Verdienst, so sehr ich mich auch liebevoll zeigen mag. Vieles fällt mir unerwartet und unverhofft zu und entzieht sich dem eigenen Zugriff. Normal ist nichts – seit meiner Geburt. Alles, so sehe ich das, ist Wunder! Und deshalb empfinde ich mein Leben – bei allem, was auch mich bewegt oder bedrückt – als ein wunderbares Geschenk.

Aber wenn das stimmt, dann können wir uns doch eigentlich gar nicht mehr nach Normalität zurücksehnen und auch nicht hoffen, dass die alten Zustände wieder einkehren, so wie sie waren. Denn dann würden wir völlig ausblenden, dass etwas Neues entstehen kann und dass sich Veränderungen ergeben, die gut für uns sind, dass es eine „neue“ Normalität geben kann. Und wir würden – deutlich gesagt – nicht mit der Gegenwart Gottes in unserem Leben rechnen. Ist es denn wirklich ausgemacht, dass alles wieder gut ist, wenn wir zu den früheren Verhältnissen zurückkehren? Ich glaube das nicht. Und ich entdecke in diesen Wochen, in denen wir bemüht sind, alles wiederherzustellen, wie es einmal war, einen großen Verlust am Willen, an der Bereitschaft zur Veränderung und an einer positiven, erwartungsvollen Grundstimmung.

Die Bibel, dieses große Buch des Glaubens und des Vertrauens auf Gott, zeigt uns in vielen Begebenheiten, wie der Blick zurück in die alten Verhältnisse lähmt und uns den Blick auf Gottes neue Möglichkeiten und Wege verstellt. Die Frau von Lot, Abrahams Neffen, zum Beispiel schaut bei ihrer Flucht zurück auf die zerstörten Städte Sodom und Gomorra – und „ward zur Salzsäule“, wie es dann heißt (1. Mose 19,26). Die Sehnsucht zurück nach Normalität, dass alles doch nicht so schlimm gewesen ist, hat etwas Lähmendes, Erstarrendes. Das sagt mir diese Geschichte. Die Lebendigkeit geht verloren. Irgendwie fühle ich da mehr Regression als Aufbruch!

Jesus selbst spricht davon, dass diejenigen, die ihre Hand an den Pflug legen und dabei zurückschauen, ungeeignet sind für das Reich Gottes (Lukas 9,62), weil der Blick in die falsche Richtung geht. Und ganz deutlich drückt sich das für mich beim Propheten Jesaja aus, wenn es dort in Kapitel 43 (V. 18-19) heißt:

18 Gedenkt nicht an das Frühere und achtet nicht auf das Vorige!

19 Denn siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht? Ich mache einen Weg in der Wüste und Wasserströme in der Einöde.

Ich finde, diese Aufforderung passt genau in die Zeit, in der wir gegenwärtig sind. Natürlich freue auch ich mich, wenn die vielen Einschränkungen, die „Corona“ mit sich gebracht hat, Schritt für Schritt aufgehoben werden können. Den Ausnahmezustand, wie er war, können wir auf Dauer nicht durchhalten – weder persönlich noch gesellschaftlich. Aber ich höre im Wort des Jesaja einen wunderbaren Zuspruch Gottes: Wir brauchen uns nicht verkrampft an das zu klammern, was vorher gewesen ist, müssen keine Normalität beschwören, die uns Sicherheit und Beherrschung des Lebens vorspiegelte, sondern sollen uns auf Gott hin ausrichten, uns für ihn öffnen – und gespannt sein auf das, was er mit uns vorhat und wohin er uns führt.

Nein, das ist nicht normal, so etwas zu glauben und zu hoffen. Das weiß ich. Obwohl es doch eigentlich das Allernormalste und Allerbeste wäre, sich ganz auf Gott zu verlassen und ihm zuzutrauen, dass er uns neue Perspektiven

schenkt. Denn wer mit Gott rechnet, stellt sich darauf ein, dass er mitten in unserem Leben wirkt und alles zum Guten wendet – selbst dort, wo es aus unserer Sicht öde und aussichtslos erscheint.

Weil ich weiß, dass das erbaulich klingt, will ich es konkret machen: Wir haben in den vergangenen Monaten mehr Zeit füreinander gehabt – zwangsläufig. Es war gut, nicht zu jedem Termin hetzen zu müssen. Warum also nicht lernen, achtsamer mit unserer Zeit und rücksichtsvoller mit uns selbst und anderen umzugehen? Wir würden, davon bin ich überzeugt, mehr Lebensqualität gewinnen. Und wir haben in den vergangenen Monaten die Erfahrung machen müssen, dass wir Gefahren ausgesetzt sind, die wir nur sehr begrenzt steuern und eindämmen können. Warum also nicht daraus die Lehre ziehen, so wie Petrus, als er auf stürmischem See das Boot verlies, unseren Blick auf Christus zu richten statt auf die bedrohlichen Wellen, auf die äußeren Umstände? Das würde uns die nötige Gelassenheit und Zuversicht schenken.

Es wird nach „Corona“ Veränderungen geben. Die alte Normalität ist vorbei. Im Vertrauen auf Gottes Zusagen und seine Begleitung, auf seine Zuwendung und Liebe, die er uns jeden Tag neu zeigt, können wir mutig sein und erwartungsvoll in die Zukunft schauen. Die Veränderungen, die anstehen und die wir scheuen, verlieren dann ihren Schrecken und bannen uns nicht mehr. Gott hat doch viel mit uns vor, denn es ist seine Zukunft, in der wir leben. Da bleibt nichts normal. Da wird Vieles neu.

Ich jedenfalls finde wunderbar, was Gott uns verspricht. Normal war gestern! Ich bin gespannt, wie es weitergeht. Ganz bestimmt nicht zurück. Denn er leitet uns. Also:

Vertraut den neuen Wegen, / auf die uns Gott gesandt! /
Er selbst kommt uns entgegen. / Die Zukunft ist sein Land. /
Wer aufbricht, der kann hoffen / in Zeit und Ewigkeit. /
Die Tore stehen offen. / Das Land ist hell und weit.

(EG 395,3)

Darum beten wir:

Vater im Himmel,
das Leben mit dir ist spannend und voller Überraschungen.
Du kennst mich und weißt, was gut für mich ist.
Du leitest mich und lehrst mich, dir ganz zu vertrauen.
Danke für deine Güte und Treue.
Du bist derselbe – gestern, heute und in alle Ewigkeit:
der Gott, der das Universum geschaffen hat,
der Gott, der Jesus von den Toten auferweckt hat,
der Gott, der das Morgen kennt.
Dieser Gott bist du.
Auf dich vertraue und hoffe ich.

VATERUNSER

Gestern war Sommersonnenwende: der längste Tag des Jahres, die kürzeste Nacht. In den Ländern des europäischen Nordens wird das fröhlich gefeiert. Deshalb mein Musiktipp: Hören Sie die „Schwedische Rhapsodie Nr. 1“, op. 19 von Hugo Alfvén, die er 1903 komponiert hat. „Midsommarvaka“ heißt sie, also „Mitsommer-Nachtwache“.

In der Aufnahme, die ich Ihnen vorschlage, spielt das Isländische Sinfonieorchester unter der Leitung von Petri Sakari.

Bei Youtube:

<https://www.youtube.com/watch?v=JY0nQy6qvwv>